

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

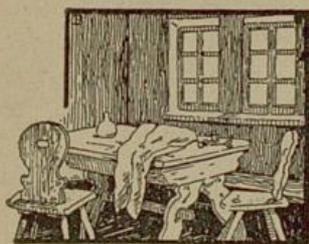
**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Ganther, August: Der Bettelbub. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Der Bettelbub.

Erzählung von August Gantner.



Der Holzbürl hat sich ein Garbenseil ausgesucht. Erst handelte er noch einige Pfennig ab; denn ohne dies tat er's nie. Dann zog er seinen Beutel, zahlte seine Schuldigkeit und

sahob mit zufriedener Grinsen ab. Beim Fortgehen aus dem Laden warf er noch einen Blick in die große Wohnstube des Seilers. Und war Meister Peter auch ein Zwitterding von Handwerker und Bauer, seine Stube wies nichts Neumodisches auf. Die lugte als echte, rechte Bauernstube drein.

Auf den Lichtseiten liefen unter den engereihnten Fenstern breite, bequeme Sitzbänke hin. Da, wo sie zusammentrafen, in dem mit einem Kreuze und bunten Bildertafeln geschmückten Herrgottswinkel, stand der mächtige Eichentisch. Im Hintergrund machte sich der hübsche braune Kachelofen breit.

„Ist der Peter nit daheim?“ fragte der Holzbürl.

„Nein,“ antwortete die Seilerin, die dem Käufer das Geleite gab.

„Er wird wohl wieder im ‚Abler‘ sitzen?“ scherzte er.

„Nein! Er ist ins Schwabenland hinaus.“

„Aha! Auf den Freudenstadter Markt!“

„Oha, Wägele! Bei einer Leich' ist er. Die Helen ist gestorben. Vielleicht besinnt Ihr Euch noch auf sie. Sie hat lang bei uns gedient.“

„Was, die Helen!“ rief der Bürl erstaunt, „ganz gut denkt sie mir noch. Wie leibhaftig seh' ich sie vor mir stehen. Ein bildsaubers ‚Maidl‘ ist sie gewesen, ein ‚griffiges‘ Ding. In ganz Mariabrunn hat's kein netters geben. Schade, daß sie keine Baken g'habt hat. Weiß Gott, sie war' heut Holzbürl. So stramm, so lebfrisch und kerngesund! Und jetzt schon tot! Sie dauert mich in der Seel', die Helen. Ist sie verheiratet gewesen?“

„Ja, sell ist sie.“

„Mit wem?“

„Mit einem Holzmacher. Der arme Tropf ist vor ein Jahrer zwei, drei erschlagen worden von einem fallenden Baum.“

„Was Ihr nit sagt! Sind Kinder da?“

„Da braucht man nit zu fragen! 's wird schon so ein halb Dutzend in der Stube rumfuhrwerken. Unter dem tut's ja derlei Bettelvolk nit. Der Seiler ist allemal, wenn er in die Freudenstadt hinaus ist, bei ihnen an'kehrt.

Kärner Sinkerder Bote für 1917.

Gestern hat ihm ein Fuhrmann „afen“ warm berichtet, daß die Helen gehimmelt hat. Da ist er denn, trotzdem ich mich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt hab', heut in aller Herrgottsfriih talhinteri zur Leich'.“

„Ah so,“ nickte der Bürl, „wenn ich's gewußt hätt', wahrhaftig, der Helen war' ich auch zur Leich' gängen.“

„Glaub's gern! Alte Schät' vergißt man nit!“ ließ sich aus dem Hintergrund der Stube eine feine Stimme vernehmen.

„Schau, schau, der Landel!“ rief der Bürl, und sein Gesicht nahm einen freudigen Ausdruck an. „Frent euch des Lebens“ vor sich hin-pfeisend, schritt er gegen den Ofen hin, in dessen Nähe der Sprecher, ein zusammengehußeltes Männlein, saß. Seine mächtige Messingbrille und sein dünnes, rotes Spinnenbärtchen gaben ihm ein ungemein drolliges Aussehen. Die Beine untergeschlagen, saß das Männlein auf einem Tisch und sticte gemüthlich, gemächlich eine Hofe.

Er war ein sonderbarer Heiliger, der Landolin. Nicht auf den Kopf gefallen, aber ein Tunitgut ersten Ranges. In zehnerlei Berufen hatte er sich versucht, bei keinem aber



„Was, die Helen!“ ruft der Bürl erstaunt.

ausgehalten. Mit Wirtshausitzen, Zitherspielen und Schelmenliedersingen hatte er allmählich sein schönes, von den Eltern ererbtes Vermögen durchgebracht. Als der letzte Heller verschwunden war, ging es ihm hundeschlecht. Was Barmherzigkeit gab ihm sein Bruder, der Seiler, Unterschlupf in seinem Haus. Für das Gnadensbrot, das er aß, mußte er die Nadel

führen. Hemden und Hosen, Leintücher und Tüchwehlen (Handtücher), Fruchtsäcke und Regendächer, alles, was Riße und Dreiangel aufwies, mußte er flicken. Gern tat er's nicht. Meist knurrte und murzte er. Nur wenn ihm ein Schelmenlied durch den Kopf ging, dann über-sonnte sich sein verkrümpeltes Gesicht, und er griff zur Zither, die unweit seines Tisches auf der Fensterbank lag, und legte mit angenehmer, nur etwas zu dünner Stimme los, meist zum Vergnügen seiner Brotgeber, immer zum Ergötzen der Kinder des Hauses.

An Sonntagen gab er seine Kunst in dem kleinen, verrufenen Bierhäusle im Dorfe unten zum besten und bekam von der Sippe, mit der er einst seine Habe verpraßt, ab und zu einen Schoppen berappt.

Im „Adler“, wo die besseren Bürger und Bauern ihr Glas zu trinken pflegten, durfte er sich nicht blicken lassen. Der Seiler hatte es ihm ernstlich verboten. O, die Unterkunft wollte der Landolin nicht verlieren! Klug und weise, beschränkte er sich auf das Bierhäusle.

Dort hatte der Holzbürli sich erst jüngst an Landels Schnafen ergötzt. In freudiger Erinnerung zapfte er den Schneider alsbald an: „Geh, Landel, sing eins!“

„Wenn's Euch Freud' macht, warum denn nit!“ antwortete das Männlein, und die Wonne spiegelte sich auf seinem gelben Gesichte. „Was für eins wünscht Ihr, Holzbür?“

„Das nette, das du letzten Sonntag losgelegt hast, das von den Scherenschleifern.“

Der Landel nahm die Zither von der Fensterbank, stimmte ein wenig und sang, durch deren und dann wieder durch mildere Töne abwechselnd einen Er und eine Sie andeutend:

Gernsbach isch e netti Stadt.  
's hat drin riche Schiffer.

Ich un du, Schatz, mir zwei sin  
Arme Scherenschliffer.

Bisch m'r hundert Märkli wert,  
Zuckerfüßli Broni.

Un du Bisch m'r dusig wert,  
Herzig-liawer Doni.

Dusig ich un hundert du,  
Git elshundert z'sämme.

Sei, bi so me Grundstoß, Schatz,  
Brucht m'r sich nit z'sämme.

Sei, elshundert Märkli, hei!  
Des isch gar nit winnig.

Mir sin meh as d' Schiffer schiar!  
Mir sin andem\*) Sinnig.

Mädli, draih die lustig rum.  
Schatz, m'r diene 's riskiere!

Klingklang, klingklang! Morge, hei!  
Diene m'r Hochzig fiare!

\* beinahe.

Der Bürli lachte aus vollem Halse, und auch die drei Mädchen des Hauses, die aus Küche und Kammer herbeigeeilt kamen, hatten ihre helle Freude an dem Gesang. Die stattlichstolze Hausfrau hingegen machte ein sauer-süßes Gesicht und schimpfte den Landel einen Heidenstrolch. Er wäre gerade so leichtsinnig wie das Scherenschleiferpäck. Drum habe er auch sein „Gerstle“ durchgebracht.

„Hat nichts zu sagen,“ meinte das Schneiderlein, „wenn man nur g'sund ist und frohen Mutts.“

Der Holzbürli bat noch um ein „Schwefelhölzli“, setzte dann seinen Schwanenhals in Brand und stolperte mit einem gemüthlichen „B'hüt sich Gott!“ die hohe Steintreppe hinab seiner Berghütte zu.

„Was der einem allzeit aufhält mit seinem Wunderfih,“ wettete die Seilerin ärgerlich, und dann eilte sie geschäftig in die Küche hinaus, die Abendsuppe einzuschneiden.

Die drei Mägdlein hatten sich an das vorderste Fenster gedrängt und blickten sehnsuchtsvoll die Straße hinauf. Nach dem Vater lugten sie aus. Bald muß er kommen. Ob er etwas mitbringt?

„Mach, daß du da fortkommst, Buckel,“ schimpfen die zwei älteren, Urseli und Kätterli, und stoßen das Fränzeli, das durch einen kleinen Höcker verunstaltete, rücksichtslos von der Fensterbank herunter.

Das Kind, an solche Behandlung längst gewöhnt, zieht sich zurück und will in Landels Nähe sich ein Plätzchen suchen. Aber, o weh! Es stößt unachtsamerweise an die Zither des Schneiders, die mit Schallen zu Boden rumpelt. Hei, wie der Landel auffährt! An seinen zwei schwarzen Zöpfchen erwischt er das Unglückskind und reißt es so tüchtig daran hin und her, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Unter heftigem Schreien läuft es davon, begleitet von dem schallenden Gelächter seines Peinigers und der Schwestern.

Neben dem Hause auf dem grünen Anger, der sich gegen die uralte, lindenbeschattete Wallfahrtskirche hinzieht, dehnt sich weithin die Seilerbahn. Gleichlaufend mit ihr zieht die Straße hin, auf der der Vater herkommen muß. Dort, auf den Rain, setzt sich das Kind, um Auslug zu halten.

Felix, der Seilergesell, ein finsterner, einsilbiger Mensch, der jahraus, jahrein, selbst im glühendsten Sonnenbrande, eine Pelzmütze aus Marderfell auf dem dicken Kopfe trägt, tritt eben spinnend und sinnend die Bahn herab.

„Mein, ich will dir das Gras verhoeken!“ krächzt er, das Mägdlein erschauend, „hast kein Herz im Leib? Meinst, die Kuh will ihr Futter verstampft und vertappt haben? Fort,

Buckel, lauf, oder ich dresch' dich mit dem Seilstumpfen!"

Fränzeli wußte, daß er der Mann war, seine Drohung zu verwirklichen. Unverzüglich huscht es davon. In den Schopf schlüpft es, der mit seinem wetterverwaschenen Schindeldache sich hinten an das Wohnhaus lehnt. Dort ist des Kindes Lieblingsplätzchen. Mächtige Balken, von einer alten Trotte herrührend, waren an der Längswand aufgeschichtet. Risch, rasch huscht das Fränzeli hinauf, und vergessen ist die rauhe Wirklichkeit mit all ihrem Unge- mach.

Nur einer kam, ihm Gesellschaft zu leisten, des Hauses Wächter, Packan, der graurote Wolfshund. Schmeichelnd schmiegte er sich an das stille Kind. Mit seinen kraftlosen Händchen fuhr es ihm über das struppige Fell. Sein behagliches Knurren beachtete es nicht. Auf den Wind lauschte es, der durch die Wipfel der nahen Bergtaunen wanderte. Und da kam mit einemmal eine große Sehnsucht über das Fränzeli, auch zu wandern, weit, weit fort. Wie schön mußte es sein jenseits der steilen Bergwand, auf der noch die leuchtende Glut der Sonne lag, die soeben dahinter hinabgesunken war. Ganz gewiß! Dort wohnten bessere, freundlichere Menschen. Ach, daß ihm doch Flügel wüchsen, große, gewaltige Schwingen! In das Gold hinein flöge es, weit, weit fort! Es ist allmählich dunkel geworden. Immer noch sitzt die Kleine in Sinnen und Sehnen versunken. Plötzlich weckt sie ein helles Jauchzen auf. Sie kennt die Stimmen. Die blonden Schwestern sind's, die so jubeln. Dem Fränzeli pocht das Herz. Das blasse, schmale Dulder- gesichtchen belebt eine leichte Röte. „Der Vater!“ ruft sie und eilt um das Haus herum auf die Straße.

Wichtig, dort schreitet er heran, der schöne, behäbige Mann.

„Hast uns was mit'bracht?“ hört Fränzeli die Schwestern rufen, und sieht auch gleich darauf, wie jede mit einem Spitzwecken beschenkt wird. Jetzt ist auch das „Bückele“ bei ihm. „Vater, Vater!“ ruft es mit bewegter Stimme, „bist wieder da? Hab' viel Heimweh nach dir gehabt!“

Auf die Zehen stellt sich die kleine Zehnjährige und schlingt die dünnen Armechen um den Hals des Mannes; eine weiche Wange schmiegte sich an ein härtiges Gesicht.

„Daß jetzt gut sein,“ wehrt der Vater freundlich ab und holt, als er sich freigemacht, aus seiner Reisetasche auch für Fränzeli einen Wecken hervor. Mit einem leisen „Vergelt's Gott!“ nimmt es das Mitbringel hin. Die Schwestern knabbern eifrig drauf los. Die Kleine denkt kaum ans Essen. Ihre großen, dunklen Augen durchdringen forschend die Dämmerung. Sie

haften auf der Gestalt, die hinter dem Vater hoch und schlank einherschreitet.

Doch erst als sie die von der qualmenden Erdöllampe erhellte Stube betreten, kann sie schärfer unterscheiden. Ein hübscher, nettgewachsener Junge mit gebräunten Wangen und offen blickenden Augen ist es.

„Grüß Gott, Kätter,“ ruft der Seiler frohgestimmt seiner Frau zu, die eben die Suppe aufträgt. „Dir hab' ich auch was mit'bracht aus dem Schwabenland. Hast dir früher immer einen Buben gewünscht. Hier hast einen.“

„Bist nit bei Trost,“ wettert das Weib und mißt den Knaben, den ihr der Mann zugeschoben, mit ärgerlichen Blicken.

„Der Helen ihr Bub ist's,“ erläutert der Seiler.

„Was geht uns der an!“ grollt sie unwillig. „Sie wollten ihn einem Lumpensammler in Kost geben. Da hab' ich mich seiner angenommen. Das Seilerhandwerk soll er lernen. So geht er doch nit unter. Bei dem Vagabunden wär' er sicher verkommen. Lieber ein Seil machen als eins um den Hals gelegt kriegen.“

„Ach was! Schaff ihn fort. Du weißt, ich hab' die Helen schon nicht leiden mögen, und jetzt willst mir noch ihre Kinder auf den Hals laden! Nein und noch einmal nein! Dafür bedank' ich mich! Sag einmal, warum hast nicht gleich das ganze Rudel mit'bracht?“

„Hab' ich ja,“ lachte der Mann, „sie hat nur den da.“

„Wo du nur immer deinen Verstand hast,“ fuhr die Frau zu brummen fort, „den Landel, den liederlichen, hast bereits auf dem Nacken. Jetzt kommst mir gar noch mit dem Bettelbuben da! Man meint, du hast es ganz drauf abgesehen, deinen Maidli das Vermögen zu verkürzen!“

„Schwäg keinen Unsinn, Kätter,“ gab er ärgerlich zurück, „umgekehrt ist auch gefahren! Vermehren will ich's ja nur. Der Romy ist hell, der wird uns eine gute Hilf' werden. Wir nutzen ihm und er uns.“

Verdutzt wie ein begoffener Pudel war der Bube unterdessen dagestanden. Bei dem „Bettelbuben“, mit dem ihn die Hausfrau beschimpft, traten ihm die Tränen in die Augen.

„Ach was!“ lenkte die Seilerin ein, „weinen brauchst deshalb noch lang nit, Bub, einfältiger! So schlimm ist's ja schließlich nit gemeint. Komm, setz dich her an den Tisch. Jetzt ißest mit uns zu Nacht, und dann wollen wir sehen, wie wir zu Streich kommen miteinander. Meinetwegen kannst auch dableiben, nur brav und schaffig muß halt sein.“

Schüchtern trat Ronymus an den Tisch heran, vor dem sich die ganze Familie aufstellte. In einförmigem, gewohnheitsmäßigem Ton

beteten die drei Mädchen das Vaterunser her. Dann setzten alle sich nieder und ließen sich die Brotsuppe und die darauffolgenden gesotteten Erdäpfel mit Sauermilch schmecken.

Während des Essens weideten sich die beiden großen Mädchen an der Verlegenheit des Buben und kicherten in einem fort. Das Fränzeli aber, ein verwandtes Schicksal spürend, rückte freundlich mehr in den Herrgottswinkel, daß Romymus Platz gewinnen konnte.

Nach dem Essen wurde in gleicher Weise das Glaubensbekenntnis gebetet, und dann beeilten sich die „Maidli“, den Tisch abzuräumen. Die Hausfrau jedoch pflanzte sich, die Hände auf die breiten Hüften gestützt, sprechluftig vor dem Seiler auf: „Jetzt gib mir guten Rat, du G'scheitle, wo legen wir den Bettelbuben hin?“

Der Angeredete besann sich eine Weile. „Om,“ meinte er endlich, „der Bub schläft beim Felix. Punktum.“

Und seinen breitkrämpigen grauen Filzhut vom Kehgehörn herabnehmend und aufsetzend, sagte er: „Ich geh' noch ein Stündlein in den Adler'. Gut Nacht!“ — Und draußen war er.

Felix, der morgens, mittags und abends als Kuchnecht, in der Zwischenzeit hingegen als Seilergeselle diente, schnitt wohl ein ärgerliches Gesicht, doch wagte er es nicht, dem Meister zuwiderzureden. Mit sauerer Miene nahm er den Schlafgenossen in seinem Bette auf. „Mach dich dünn, Lausbub, lumpiger,“ brummte er, „sonst drück' ich dich an der Wand hinauf.“ „Mußt's nit tun,“ foppte der Landolin, dessen Bett in der gleichen Kammer stand, „mußt's nit tun, Felix, 's ist ja ein Landsmann von dir.“

Felix, ein Erzschwabe, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit sein Heimatland herauszutreiben pflegte, ärgerte sich weidlich, erwiderte aber kein Wort.

Landel brütete eine Weile und dann rückte er mit größerem Geschütz auf. Mit seiner dünnen, aber melodischen Stimme sang er:

„Wie ist's im Schwabenland so nett!  
Da singen sie: Ein Mann, ein Bett!“

„Halts Maul, Schneider,“ wütete Felix. Der Schneider aber ließ sich nicht stören. Von neuem begann er:

„Wie ist's im Schwabenland so nett!  
Da singen sie: Ein Mann, ein Bett!  
Im Badnerländle, ei, ei, ei,  
Da heißt's: Ein Bett und drinnen zwei.  
Da heißt es: Nicht gemuckt! Fein still!  
Wenn man zu Brei nicht werden will.“

Felix verplagte fast vor Zorn. Doch ließ er es sich nicht weiter anmerken. Ein urkräftiges Schnarchen herheuchelnd, tat er, als schliefe er fest. Einer jedoch erreute sich in Wahrheit des besten Schlummers: der Romymus. Die weite Wanderung hatte ihn erschöpft.

Er war von Haus aus ein frischer, munterer Vogel, der sich leicht in jede Lage schicken konnte. Dennoch fiel es ihm ungemein schwer, im Hause seines Wohltäters heimisch zu werden. Allzu viele waren es, die ihn scheel ansahen. Der Hausfrau war er nach wie vor ein Dorn im Aug'. Mit Stößen und Tritten zahlten ihn der mürrische Seilergeselle

und das tückische

Schneiderlein ab, mit Stacheln und Grinsen die zwei drallen Töchter des Hauses. Wo er ging, in Haus und Hof, in Stall und Scheune, allenthalben wurde ihm am Zeug gestickt. Am wohlsten war ihm noch, wo sonst die meisten zu seufzen und zu ächzen pflegten, in der Schule.

Frank und frei, unerschrocken und trefflich beantwortete er die Fragen des Lehrers, der an dem aufgeweckten Jungen seine helle Freude hatte. Wenn Romymus ans Erzählen kam, da schoß seine Rede dahin wie ein munterer Bergbach. Da wurden sie alle, alle still und staunten. Und die blonden Schwestern, die sich anfänglich über ihn lustig gemacht hatten, sie blickten mit Stolz und Bewunderung auf den Schwabenbuben und freuten sich, daß er ihnen zugehörte. Und sie, die so oft über seine armen Kleider gespottet, sie sahen, wenn er in



„Grüß Gott, Rätter,“ ruft der Seiler, „dir hab' ich auch was aus dem Schwabenland mitbracht.“

der Schule sprach, wie seine Augen leuchteten und wie er trotz der zu kurzen Hose und trotz des zu engen Wamschens ein sauberes Ansehn hatte. Sonst war immer das Bückele ihm zur Seite zur Schule gegangen. Nun drängten sie es rücksichtslos beiseite und schritten, die eine links, die andere rechts, selbst neben ihm her.

Fränzeli, das so gerne mit ihm geplaudert hatte, fand nur selten noch Gelegenheit, einige Wörtlein mit ihm zu wechseln. Nach der Schule mußte er dem finsternen Felix auf der Seilerbahn den Haspel drehen. Und wenn dieser gegen Abend die Seilerei an den Nagel hing und sich als Knecht betätigte, mußte Kononymus hinten im Schopfe Wellen machen.

Dieser Zeit sah die Kleine jeweils mit Ungeduld und Verlangen entgegen. Wartend saß sie auf den Balken des Schopfes und strickte emsig drauf los oder sah in den dämmernden Abend hinein.

Sobald dann Kononymus den Schopf betrat, bestürmte ihn das Mägdelein, ihm doch eins zu erzählen.

Meist kam er willig seinem Wunsche nach. Von Riesen und Drachen, Feen und Hexen wußte er Wunderbares zu berichten. Und über dem Erzählen vergaß das Kind das Stricken und der Bube das Wellenmachen.

Einmal traf er Fränzeli tieftraurig auf seinem Lieblingsplatz.

„Was hast?“ fragte er freundlich.

„Ich wollt', ich wär' nie auf die Welt kommen!“ jammerte es.

Von neuem fragte er, und endlich erfuhr er den Grund der Traurigkeit. Neben dem Gartenhäuschen habe es der Mutter jäten geholfen. Da sei eine vornehme Frau gekommen. Sie sei in der Wallfahrtskirche gewesen. Sie habe der Mutter eine Weile zugeschaut und dann mit ihr zu sprechen begonnen. Sie habe den Salat und die schönen Leckojen gelobt. Die Mutter habe vor Freunden gestrahlt. Sie habe es gerne, wenn man „ihr Sach“ bewundere. Fränzeli, ohne etwas zu denken, habe sich an sie angelehnt. Schnell habe sie es zurück in das Gartenhäuschen gestoßen und sich breit davorgestellt, daß die fremde Frau es gar nicht habe sehen können. Ja, ja, es wisse wohl warum! Weil sich die Mutter ob seiner Mißgestalt schäme.

In ein immer heftigeres Schluchzen hatte sich das Kind hineingeredet, und die Tränen rannen nur so über die bleichen Wangen.

Der Bub suchte die Betrübte zu trösten: „Sei zufrieden, Fränzeli. Ich hab' einmal eine Geschichte gelesen von einem Büblein. Das war wie du. Und was meinst, was unter seinem kleinen Bückele verborgen waren? Engelsflügel! Mitten in der Nacht ist die Hülle geplatzt. Und fort ist das Büblein geflogen, gradwegs in den Himmel 'nein!“

Und bei dir, Fränzeli, ist es gar nit nötig, daß so was geschieht. Bist so schon wie ein Engel. Gut bist du und lieb wie keins im ganzen Dorf. Nicht aufs Neuzere, auf das Innere kommt's an. Schau, deine zwei Schwestern, die sind von außen prächtig, ohne den geringsten Fehler. Du aber bist ihnen tausendmal über. Du hast ein Herz im Leib, ein gutes, treues Herz. Sie aber haben dort, wo das Herz sitzen sollte, einen Stein. Kalt und gefühllos sind sie. Was tu' ich mit einem goldenen Käfig, in dem ein schwarzer wüster Krabb sitzt! Eine weiße Taube in einem Holzstäbchen ist mir tausendmal lieber.“

Jetzt lächelte Fränzeli aus allen ihren Tränen hervor, und es war wie das Strahlen eines Regenbogens.

„Kononymus,“ sagte sie lächelnd, „was du da sagst von der Taube, erinnert mich an ein Lied in meinem Gesangbuch.“

Sie eilte fort, und bald kam sie wieder mit einem schlichten, grünen Büchlein zurück. Geschäftig blätterte sie darin, und als sie das Lied gefunden hatte, reichte sie es ihm glückstrahlend hin: „Hier steht's! Hier lies:

Meine Seele gleicht der Taube,  
Die sich birgt im Felsgestein.“

Kononymus las. Und da ihm das Lied bekannt war, da er's im Schwabenland draußen oft in der Schule gesungen, ließ er's mit wohlklingender Stimme alsbald erschallen. Fränzeli lauschte und mühte sich dann, mit ihrem schwachen Schwalbenstimmchen mitzuzwitichern. Manchen Abend sangen sie es miteinander. Es stimmte sie froh und selig und wurde eine der Flammen, die ihre jungen Herzen fest und innig zusammenschmolz.

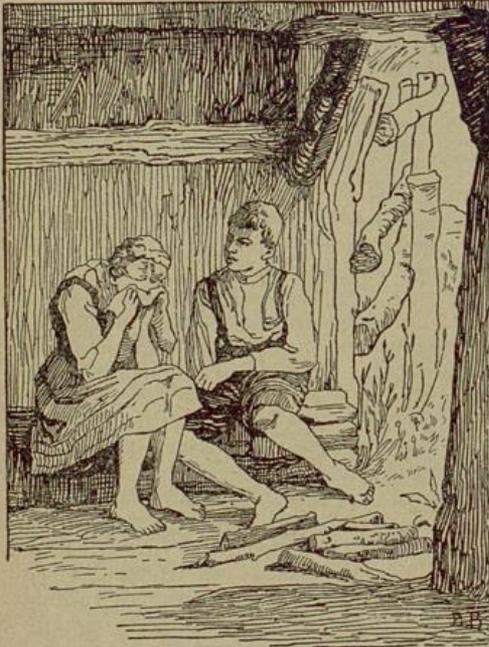
An andern Abenden entzückte der Knabe die Kleine durch seine Erzählungsgabe, und nicht minder mächtig fühlten sie sich hierdurch verbunden.

Kononymus erzählte wie selten einer. Erst setzte er sich neben das Kind auf die alten Kelterbalken. Aber nicht lange währt sein Sitzen. Er ist zu lebhaft, zu erregt. Auf springt er und spielt, was er sagt. Sein ganzer Körper zuckt und zappelt. Den König und die Ritter, die Königstochter und das Schneiderlein, die Riesen und das Einhorn, alle Gestalten führt er lebend vor. Eine Wunderwelt tut sich da vor dem Mädchen auf.

„O, du kannst's, Kononymus!“ jubelt es einmal um das andere, „alle, alle seh' ich sie. Zum Greifen sehe ich sie vor mir. O, bist du ein G'schickterle! Wo hast's denn g'lernt?“

„Bei niemand,“ lacht er lustig, „das steckt so in mir, und wenn ich so recht in der Geschichte drin bin, dann springt's von selbst 'raus. Daheim im Schwabenland, da war ein Bub, der starke Lienhard. Neben mir auf der Schulbank

ist er gefessen. Ach, wie hab' ich an dem hinaufgeschaut! Immer und immer, vieltausendmal hab' ich mir gewünscht, wenn ich nur so stark wär', daß ich den Raibenlienhard ins Gras legen könnt'. Einmal haben wir, der Lienhard, ich und noch ein paar, am Berg oben gehütet. Und wie wir auf der Weide unter einem Wacholderbusch gelegen sind, da hab' ich ihnen eine



In heftiges Schluchzen hatte sich das Kind hineingeredet.

Geschichte erzählt und ihnen so damit zugehört, daß sich kein einziger mehr gerührt hat.

„Holla, hab' ich gedacht, du bist stark, Lienhard; ich aber bin dir doch noch über. Dich und die anderen, alle hab' ich euch besiegt und bezwungen. Und seitdem macht mir's einen Heidenpaß, wenn ich seh', wie ich imstand bin, mit ein paar einfachen Wörtlein die Leut' zu verhexen. Ein Geschichtenerzähler ist ein Hexenmeister, und ich freu' mich, daß ich einer bin.“

„So, einen Hexenmeister haben wir im Haus!“ rief's plötzlich, und die Seilerin stand, den Stallbesen in der Hand, im Schopfe. „Jetzt wissen wir,“ schrie sie wild, „warum seit zwei, drei Wochen die Fleck fast keine Milch mehr gibt! Troll dich zum Teufel, Strick, verfluchter!“

Der Bub stand da wie aus den Wolken gefallen. Als aber das Weib wütend auf ihn eindrang und der Besen ihm die Backe streifte, fühlte er sich mit seinen Geschichten allen gar nimmer stark, sondern ergriff die Flucht und rannte um die Hausecke. Er kam aber — o weh! vom Regen in die Traufe. Ohne zu wissen,

um was es sich handle, beeilte sich der Felix, seiner Meisterin beizuspringen. Einen Bengel riß er aus der Wellenbeige und schlug damit auf Romymus los. Der, mutiger geworden, faßte den Prügel und hielt ihn fest. Im gleichen Augenblick wurde oben ein Fenster geöffnet; Landel streckte seinen verkrumpten Kopf heraus. „Hau ihn, Felix! Hau ihn tüchtig!“ rief er.

Aber Felix ließ es fein bleiben. Romymus stand fest und entschlossen, all seine junge Kraft anbietend. Der Geselle mochte noch so wütend reißen und zerren; kein Loslassen erfolgte.

„Wart, ich komm, um dir zu helfen!“ schrie der Schneider.

„Bleib nur am Geschäft! Wir werden allein mit dem Gutebel fertig,“ wehrte die Seilerin verächtlich ab.

Amsonst. Gleich darauf schoß der Helfer aus dem Hause und rannte wie ein wütender Stier auf den Buben los. Dem Anprall konnte der nicht standhalten. Baus, lag er am Boden — baus! fauste der Bengel auf ihn nieder. Doch nur ein einzigesmal. Im Nu stand er wieder auf den Beinen, und wie der Blitz raste er davon, durch die Büsche den Berghang hinauf. Wohl rannte Felix hinter ihm drein. Erfolglos! Nicht nur die Spur verlor er, auch seine Pelzkappe. Das war ihm zuviel! Entmutigt gab er die Verfolgung auf.

„Wart nur, Bettelbub!“ schnaubte er und ballte beide Fäuste, „dir will ich's einstreichen! Komm mir nur heut nacht ins Bett. Zu Bibbeliskäs' zerdrück' ich dich!“

Dieser Gefahr wollte sich der vorsichtige Romymus nicht aussetzen. Am andern Morgen beim Frühstück berichtete der Gesell, daß der Bube nachts nicht in die Kammer gekommen sei. Er müsse wohl durchgebrannt sein. „Etwas Gescheiteres hätt' er nicht tun können,“ höhnte die Seilerin.

Urseli und Kätterli waren anderer Meinung. Die Mutter, maulte Urseli, solle überhaupt freundlicher gegen den Buben sein. Sie solle ihm ein neu Gewand machen lassen; dann werde sie sehen, was für ein hübscher Bursch er sei. Ja, stimmte ihr Kätterli bei, das ganze Haus dürfe stolz auf den hübschen, klugen Romy sein. Ihn und keinen andern wolle es einmal heiraten.

Eifrig fiel ihr Urseli in die Rede, das solle sie sich nur aus dem Kopf schlagen. Es wolle den Romymus, es, es.

Die Mutter setzte ihnen daraufhin gehörig die Köpfe zurecht. Ob sie vom Teufel besessen seien, fragte sie, daß sie sich so erniedrigen wollten. Sie hätten Bagen zu erhoffen und somit die beste Aussicht, dereinst einmal einen vermöglichen Bürgerssohn mit gutgehendem Geschäfte zu bekommen oder was Aehnliches.

Die Maidli fuhren beide auf und wollten Gegenvorstellungen machen. Sie kamen aber

nicht mehr dazu. Wüst wetternd betrat der Seiler die Stube, den Ronymus am Ohre hinter sich herziehend.

Auf dem Heuboden hatte er den Buben schlafend gefunden, und nun hub ein großes Verhör an: warum, weswegen, wieso?

Als der Seiler vernahm, daß Ronymus lediglich das Heu dem Bibbeliskäs vorgezogen, beruhigte er sich. Um gründliche Abhilfe zu schaffen, tat er einen kurzen Befehl: „Der Bub schläft fortan beim Landel!“

Der Seilergesell frohlockte innerlich, daß er des Bettgenossen los und ledig war. Sein Gesicht strahlte wie der Frühlingsvollmond. Den ganzen Tag über war er nicht recht bei seinem Geschäft. Seine Seile, sonst glatt und gleichmäßig, daß jeder sie loben mußte, gerieten heute jämmerlich. Stümperhaft sahen sie heut drein; rauh und holperig fühlten sie sich an — es war eine Schande! Und im Stalle vergaß er, den Kühen, denen er sonst der treueste Pfleger war, die Streu zu erneuern. Eine schwere Arbeit ging durch seinen dicken Kopf. Heidenmäßig machte sie ihm zu schaffen. Doch gegen Abend ging ein frohes, zufriedenes Grinsen über sein breites, laubfleckiges Gesicht. Sie war getan und geraten. Als er sich nachts auf seinem Strohsacke streckte, fing er mit krötenfalscher Stimme heiter zu singen an:

„Wie ist's im Schwabenland so nett!  
Da singen sie: Ein Mann, ein Bett!“

„Halt deinen dummen Schnabel, Schwab,“ unterbrach ihn Landel giftig. Wenn du foppen willst, mach deine Berslein selbst. Ist keine Kunst, nachzusingen, was ein anderer gemacht hat.“

„Nur ausjungen lassen, Schneiderle, nur ausjungen lassen,“ antwortete Felix und sang dann weiter:

„Im Badnerlände, ei, ei, ei,  
Da heißt's: Ein Bett und drinnen zwei.  
Und manchmal sind's nur anderthalb:  
Ein ganzer Bub, ein halbes Kalb.“

Nun schnarchte der Schneider, und wie kräftig! Etliche Abende spielte Felix seinen Trumpf aus. Dann aber gab es eine große Veränderung. Schuld daran war ein Kopfschütteln, ein leichtes, unbedeutendes Kopfschütteln. — Kleine Ursachen, große Wirkungen!

Der Herr Rentner Wilhelm Weinhold, der sich in Kalifornien als Goldgräber ein schweres Vermögen zusammengerackert hatte, und nun, in die Heimat zurückgekehrt, im Amtstädtchen im Tale unten ein gemüthliches Ruheleben führte, kam eines Tages ins Dorf herauf. Erst kehrte er im „Alder“ ein und trank drei Viertel, wovon er eins zu zahlen vergaß. Alsdann drückte er sein Mundglas ins rechte Auge und unterzog

die berühmte gotische Wallfahrtskirche einer Besichtigung. Schließlich kaufte er auf dem Rückwege bei dem als billig bekannten Seilerpeter drei Köllchen Bindfaden. Der Krämer im Städtchen heischte für das Köllchen zehn Pfennig, der Peter im Dörflein nur acht. Das machte bei drei Köllchen bare sechs Pfennig aus, und weil Herr Weinhold noch etliche Köllchen im Rockärmel mitgehen hieß, stellte sich die Anschaffung noch erheblich billiger.

Mit zufriedenerm Schmunzeln empfahl sich der Biedermann, und die Seilerin gab ihm, ihre bessere Seite hervorkehrend, das Geleit auf die Haustreppe hinaus. Dort blieb der Herr Rentner aus Kalifornien noch eine Weile stehen und weidete sich an dem Ballspiele, das Urjeli und Kätterli ausführten. Das Bückeli stand auch in der Nähe und sah mit sehnsüchtigen Blicken dem fliegenden Ball zu. Von Mittundürfen war keine Rede.

Weinholds Augen ruhten mit Wohlbehagen auf den rosigen Wangen und blühenden Nacken der stattlich schönen Mädchen. Seine Nasenflügel blähten sich auf und er schnalzte mit der Zunge. „Zwei saubere Geschöpfe,“ sagte er, „wenn die erst einige Jahre älter sind! Gehören wohl Ihnen, Frau? Was?“

„Ja,“ sagte die Seilerin, und der Stolz blitzte ihr aus den Augen.

„Und die Kleine da,“ fragte er, auf Fränzeli weisend, „die ist wohl aus der Nachbarschaft?“

Die Seilerin nickte.

Ronymus aber, der gerade mit einem hochgehäuften Arm voll Seilerwaren von der Bahn kam und die Treppe hinaufschritt, schüttelte verneinend den Kopf.

Wie da das Weib auffuhr!

„Bettelbub, elender, geh deines Wegs!“

So schnell der Bursch konnte, hüchelte er die Treppe hinauf. Im Laden oben brachte er die Waren, die er schleppte, jegliche an ihren Platz. Er war noch nicht zu Ende, da entlud sich ein schweres Donnerwetter über seinem Haupte. Die Hausfrau schnaubte herein, ergriff ein dickes Wagenzeil und ließ es auf ihn niedersausen. Sein Geschrei vermischte sich mit den Bitten Fränzels, das die Mutter vergeblich um Schonung für den Knaben anrief. Dazu ertönte noch Landels meckernde Stimme, der wissen wollte, was der Gutedel wieder „gebosget“ habe, und dem die Schadenfreude über des verhassten Bettgenossen Niederlage hell aus den bösen Augenlein blitzte.

„Ins Gespräch hat er sich gemischt,“ kriech die Seilerin, „aus dem Hause muß mir der Galgenvogel! Eher gibt es keine Ruh!“

Der Bube verteidigte sich: kein einziges Wort habe er gesagt.

„Über den Kopf hast geschüttelt,“ schrie das Weib.

Das gab er zu. Sie aber, behauptete er, sei schuld daran, warum auch habe sie genickt.

Hui! Damit kam er böse an.

Sie könne tun, was ihr beliebe, fauchte die Seilerin, sie lasse sich von keinem Bettelbuben zurechtweisen. Ohrfeigen und Prüffe gab es noch in Hülle und Fülle, und dann slog der Bub die hohe Treppe hinab.

Schweigend trabte er auf die Seilerbahn. Kopf und Rücken schmerzten ihn, doch biß er die Zähne zusammen und ließ sich nichts anmerken. Auch noch den Spott des Seilergesellen einstecken? Nein, nur das nicht!

Am Abend, da dieser als Kuchnecht sich nützlich machte, schlich Konymus hinter das Haus. Im Schopfe auf den Balken fand er, in sich zusammengekauert, Fränzeli. Große Tränen rannen ihm die Wangen herab.

„Warum weinst?“ fragte er und fuhr ihm leicht über den Scheitel.

„Weil mich die Mutter verleugnet hat.“ Und in Schluchzen ausbrechend rief es: „O ich armer, buckliger Tropf! Kein Mensch hat mich gern. Alle schämen sich an mir.“

Konymus bot seine ganze Beredsamkeit auf, das Kind zu trösten. Ob es nicht an den Vater denke! Der sei doch allzeit freundlich und lieb mit ihm. Immer streichle und tätschle er es. Es solle doch nicht ungerecht sein.

Der Vater, lenkte es ein, ja, der sei gut mit ihm, aber sonst niemand, niemand.

„So,“ entgegnete der Bub, „bin ich niemand? Ich hab' dich so lieb, so gern, daß ich es dir gar nit sagen kann.“

„Ist's wahr?“ ruft das Kind und blickt ihn mit fragenden Augen an.

„Zawohl, alles, alles will ich für dich tun!“ erwidert der Knabe übereifrig.

Mit Entzücken vernimmt das Mädchen die Beteuerung, und es beeilt sich, das Wort alsbald in die Tat umzusetzen. Nach dem waldigen Holderberg deutet es, durch dessen hochragende Tannen das Abendrot funkelt. Dort hinaus solle er mit ihm fliehen, weit, weit fort.

Der Knabe schüttelt abwehrend den blonden Kopf. „Das geht nit, Fränzeli! Da müßten wir Flügel haben.“

„Mein, ich mach' dir Flügel!“ tönt die Stimme des Felix, und er treibt Konymus in den Stall. „Willst gleich Häcksel schneiden, Tagdieb, fauler!“ —

Oben in der Stube schaut das Schneiderlein erst zweimal forschend nach rechts und ebenso nach links. Dann kichert es und glockt die Seilerin lauernd an.

„Was haßt, Landel?“ fragt sie unwirsch.

Der darauf mit einer süßsauren Stimme: „Wißt Ihr auch, was die Leut' sagen?“

„Was sagen sie?“

„Der Konymus — —, hihhi.“

„Paß aus! Kreuzteufel!“ stößt das Weib ärgerlich hervor.

Der Landel tut erst verlegen, räuspert sich, guckt wieder nach Tür und Fenster und wirft es dann der Meisterin wie eine fertige Flickarbeit hin: „Sie sagen, hihhi, der Peter — wär' sein Vater!“

„Wem sein Vater?“

„Oh, wem seiner? Dem Bub seiner.“

Wie vom Schlag gerührt steht die Frau, stumm und starr. Dann sinkt sie auf einen Stuhl, schlingt die Hände um das Knie und blickt mit großen Augen ins Leere hinein. Aber wie nun das Leben in sie zurückkehrt, strömt's gleich einem Wildwasser von ihren Lippen: „Jetzt geht mir ein Licht auf! Jetzt wird mir alles klar! O ich dumms, einfältigs Weibsbild! Wo hab' ich denn meine fünf Sinne gehabt! Da soll doch gleich ein heiligs Donnerwetter dreinfahren in eine solche Wirtschafft!“

Sie stutzt ein wenig und sinnt. Dann aber fährt sie wütend auf den Schneider los und packt ihn mit aller Wucht an der Brust.

„Wer hat's gesagt, wer — wer?“

„Alle, alle jagen's.“

„Wer sind die alle?“

An den gespreizten Fingern fängt der Schneider an herzuzählen: „Der Felix, der Bierwirt, der Ziegler-Kaveri, der alt Müller, der Bogt-Misi und weiß der Henker wer noch. Uebrigens braucht man nur den Buben anzugucken, dann hat man Beweis genug. Die gleichen Augen auf und nieder wie der Peter, das Kinn, der Mund, das Haar! Alles, alles aufs Tüpfel wie beim Peter. Und gerade so stark und stolz ist der Bub wie er. Wie ein Ei dem andern gleicht er ihm.“

„Der soll mir nur heimkommen!“ grollt das Weib.

Und er kam heim. Aus dem „Adler“ kam er heim, spät abends, als die Kinder schon alle zur Ruhe gegangen waren. Nur die Hansfrau und der Schneider saßen noch in der Stube. Unheilsfäden hatten sie zusammen gesponnen.

„Der Bub muß fort,“ begrüßte sie den Heimkehrenden.

„Natter,“ entgegnete er gutmütig, „siehst denn nicht, wie unser Fränzeli an dem Buben hängt? Seit der im Hause ist, blüht es ordentlich auf, nicht anders als eine junge Ros'. Geh, laß ihn doch seine Freud und sein bißchen Sonnenlicht.“

„Fort muß er, fort!“ wiederholte die Frau, und ihre Augen verhießen nichts Gutes.

„Fort? Warum?“ fragte der Mann.

„Weil ich es satt hab', deinen Bankert länger zu füttern.“

Der Meister fuhr zurück. Wie ein Faustschlag traf ihn dieses Wort. Fassungslos stand er eine geraume Weile. Aber dann brach's aus ihm heraus: „Was fällt dir ein? Bist vom

Bösen befehen?“ Mit Zornesblicken maß er das Weib.

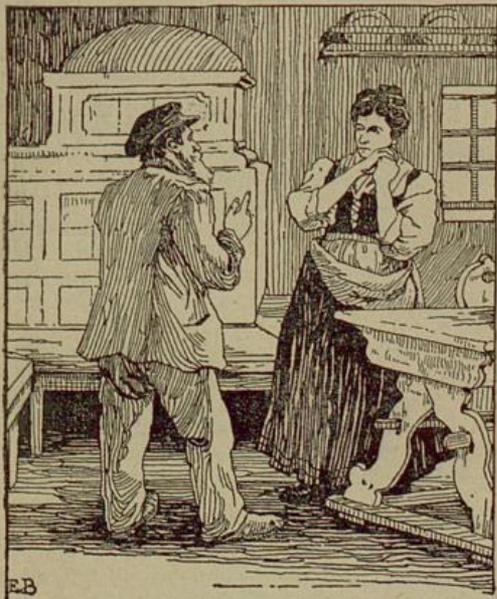
Sie aber fuhr mit schneidendem Hohn fort: „Verstell dich nit so arg, elender Mensch. Tu nit so großartig. Das ganze Dorf schwagt von deiner Hinterlist.“

Der schwer Beleidigte nahm sich zusammen. Vielleicht ist's besser, gütlicher zu reden, wenn das Gewissen rein ist: „Gleich soll mich der Schlag treffen, gleich hier auf der Stelle, wenn mich der Bub ein Härchen angeht! Ist's nicht möglich, eine Guttat auszuüben auf dieser erbärmlichen Welt, ohne daß einen die Schandmäuler mit Gift und Galle besudeln?“

Einen Augenblick kam das Weib ins Wanken, einen kurzen Augenblick. Dann sprach der böse Geist von neuem aus ihr: „Es bleibt dabei. Aus dem Hause muß mir der Schlingel, unbedingt!“

Der Seiler hatte genug. Er ergriff seinen Hut, warf die Türe ins Schloß und schritt wieder hin, woher er gekommen war, im Wein den Zorn und Verger hinabzuspülen.

Am andern Morgen brach der Vulkan von neuem aus: „Der Bub muß fort!“



Und sogt mit einer süßsauren Stimme: „Wißt Ihr auch, was die Leut' sagen?“

Jetzt zeigte der Mann den Meister: „Der Bub bleibt!“

„Dann geh' ich. Mit Magdskindern hau' ich nit unter einem Dach.“

Wütend schrie sie die Worte heraus, und die Tat folgte. Ohne Säumen warf sich die Seilerin in ihren Sonntagsstaat, setzte die schwarze Spitzenhaube auf und nahm den großmächtigen

Bollenhut an den linken, die viereckige Strohtasche an den rechten Arm.

Gar nicht gleichmütig sah der Seiler ihrem Tun und Treiben zu. So, gerade so hatte sie es vor Jahren einer Kleinigkeit wegen gemacht. Ins Elternhaus war sie heimgekehrt und hatte ihn geschlagene vierzehn Tage lang hilflos und allein zappeln lassen. Da war es ihm vergangen, Früh- und Dämmerstschoppen zu trinken. Böß hatte ihn die Grausame an das Haus gebannt. Die Kindsmagd hatte er machen müssen. Wrrr! Ihn schauderte, wenn er daran dachte. Noch einmal diesen Jammer mitmachen? Nein! Lieber den Buben opfern. Er geht ihn ja eigentlich doch nichts an, nicht ein Härlein. Wozu sich selbst das Leben vergällen? „Mach keine dummen Geschichten, Kätterle,“ lenkte er ein, „häng Hut und Tasche nur wieder an den Nagel und bleib da. Ich bitt' dich, nimm Vernunft an.“

„Der Bub muß fort!“ wiederholte sie heftig aufbrausend.

„So will ich ihn in Gottes Namen denn fort schaffen,“ erwiderte er nachgiebig.

Die Frau traute ihren Ohren kaum. Mißtrauisch blickte sie den Seiler von der Seite an.

„Aber heut noch!“ sagte sie. Es war wieder fester Boden unter ihren Füßen.

„Heut noch!“ nickte er.

Als Ronymus bald darauf die Stube betritt, wird ihm gesagt, er solle ohne Säumen sein Sonntagsgewand anziehen.

Warum das? Es sei ja heut Donnerstag, erwidert der Bub.

„Gleichviel,“ brummt der Seiler, „du weißt, ich bin dein Vormund, und nach meiner Pfeife hast zu tanzen. Pack unverzüglich deine Siebensachen zusammen. Wir gehen ins Städtlein. Du kommst ins Waisenhaus.“

Und da ihn der Bub erlöschend anblickt, legt er ihm die breite Rechte auf die Schulter und sagt in mildem Ton, der recht aus dem Herzen kommt: „'s ist besser so, Ronymus, für dich und für uns.“

Der Knab steht eine Weile regungslos da. Ein fast männlicher Trotz ist auf seinem Gesicht zu lesen.

„Nun, wird's bald?“ herrscht ihn die Hausfrau an. Da heißt der Ronymus erst recht die Zähne zusammen. Ein zweiter Zuruf der Seilerin, und schon hat er die Türklinke erfaßt und eilt mit festen Schritten in die Dachkammer hinauf. Dort sucht der Bub die wenigen Dinge zusammen, die sein eigen sind. Der Gang ins Waisenhaus könnte beginnen. Wenn nur das Schwerste nit wär! Der Abschied vom Fränzeli.

Auf der Laube, die an der Längsseite des Hauses hinläuft, trifft er das Mägglein. „Frän-

zeli," sagt er und reicht ihr die Hand. „V'hüt Gott will ich dir noch schnell sagen.“

Das Fränzeli macht große, verwunderte Augen.

„V'hüt Gott? Was willst damit sagen?“

„Daß ich fortgeh'.“

„Fort? Wohin?“

„Ins Waisenhaus.“

„O Himmel!“ jammert das Kind und tut einen wahren Angstblick an dem Buben hinauf, „hat's die Mutter jetzt doch fertigbracht? Armer, armer Kony! Du dauerst mich von Herzen! Kriegt nit genug zu essen! O je, mußst Hunger leiden.“

„So schlimm wird's nit sein,“ erwidert er und zwingt sich zum Lachen.

„So geh denn in Gottes Namen, und gelt, du vergiffest mich nit?“ Ihre Augen sind feucht, wie sie das sagt; aber sie will es dem Gespielen nicht schwer machen.

„Nein, Fränzeli,“ antwortet er treuherzig, „immer werd' ich an dich denken.“ Er faßt ihre beiden Händchen und schüttelt sie mit kräftigem Druck. „V'hüt dich Gott,“ stößt er mit überschlagender Stimme hervor, und dann hat der Konymus sein Reisebündel vom Boden genommen und sich umgewendet, denn es war Zeit zum Gehen.

Da springt die Kleine herzu und faßt ihn am Saum seines verwaschenen Kittels. „Wart noch ein bizzeli.“ „Sie eilt darauf weg und kehrt mit einem Etwas in den Händen zurück. Das Gesangbüchlein ist's. In die Hände drückt's ihm Fränzeli: „Da, Konymus, das schenk' ich dir.“ Und als er zögert, die Gabe anzunehmen, drängt es mit kindlicher Festigkeit: „Nimm's nur, nimm's. Es soll dir ein Andenken an mich sein. Und gelt, du denkst ab und zu an den Schopf und an die Balken, darauf wir beieinander geessen sind?“

„Ja, Fränzeli, ja,“ beteuert er bewegt. Mehr kann er nicht mehr sagen, der Bub, und schreitet an des Seilers Seite dem Städtlein zu.

Auf der Laube steht die Seilerin und schaut den beiden mit zufriednem Lächeln nach. Und noch einer strahlt und freut sich unbändig, der Landel. Er zittert und zappelt ganz vor Entzücken. Und in seinem Hochgefühl sticht er sich fest in den Finger. „Au!“ und leckt mit seiner giftigen Schneiderszunge das quellende Blut ab. Bald ist der Schmerz vergessen. Von neuem näht er drauf los. Dann aber nimmt er die Bithen von der Fensterbank, stimmt und summt etwas vor sich hin. Nachts überrascht er dann den Felix mit neuen Versen:

„Jetzt kann ich lustig sein und froh.  
Ich schlaf für mich! Holdbriah!  
Und wenn auch in der Nachbarschaft  
Ein Zugstier schnarcht aus Leibestraß,  
Ich laß' ihn schnarchen. O wie fein  
Lieg' sich's im Bett allein, allein!“

Heute stellte sich Felix aber nicht schlafend. Munter sang er mit. Es gab einen prächtigen Zwiegesang. Der heimkehrende Seiler aber hat ihm mit einem gottsträflichen Donnerwetter ein End' gemacht.

Nun war der Bettelbub im Waisenhaus. Jeden Morgen und jeden Abend betete er mit den andern Buben kniend den Rosenkranz. Und jedesmal fügte er zum Schluß im stillen bei: „Lieber Gott, schütz und schirm auch das Fränzeli in Mariabrunn.“

Es gefiel Konymus nicht übel bei den frommen Schwestern. Küsse und böse Worte wurden ihm nicht zuteil, wohl aber Essen genug. Fränzeli's Sorge war ganz unnötig gewesen. Aber auch Schatten lagen auf seinem Weg. Schwer hatte er durch einige der Waisenknaben zu leiden. Die kleinen Schrättelein, die fürchtete er nicht. Die hätte er alle samt und sonders in den Hofensack gesteckt. Doch zwei mordsmäßige Kerle, die Stumpfnase und der Neger, waren ihm böse Widersacher. Unheimlich sahen sie drein, und Kräfte hatten sie, daß Konymus davor graute. Kaum hatte er den Fuß ins Haus gesetzt, sofort bündelte die Stumpfnase mit ihm an. Weil Konymus auch von stattlicher Länge war, juckte es ihn, die Kraft des „Frischen“ zu erproben. „Du Dickkopf,“ höhnte die Stumpfnase und versetzte dem Gegner mit dem Ellenbogen einen Stoß. Im Handumdrehen waren sie aneinander. Konymus wehrte sich aus Leibekräften; aber die Stumpfnase war gewandter. Sie legte ihn in den Sand.

Nicht lange darnach geriet er mit dem Neger hintereinander. Dieser hatte eine Geige, auf der er nicht übel spielte. Bald hatte ihm einer gemeldet, daß der „Frische“ ein Liederbüchlein habe.

„Her mit! Ich will draus spielen.“

Konymus gab es ihm.

Der Neger spielte etliche der Lieder herunter und Konymus hörte zu. Eines „In die Ferne möcht' ich ziehen“ erinnerte ihn an Fränzeli.

„Spiel's nochmal,“ bat er.

„Warum?“

„Weil ich's gern hör'.“

„Dann spiel' ich's zum Trost nit.“

Nicht um alles tat er ihm den Gefallen.

Schließlich wollte Konymus sein Büchlein wieder haben.

Doch der Neger grinste ihn tückisch an und sagte: „Bist du verrückt? Das Büchlein gehört jetzt mir.“

„Dir? Warum?“

„Weil ich der Stärkere bin.“

„Das wollen wir erst noch sehen.“

Sie rangen. Lang und wechselvoll war der Kampf. Endlich unterlag der Frische, und der Neger behielt Fränzeli's Büchlein. Konymus

war tief unglücklich. Das Andenken zurückzuerobern war sein einziges Sinnen und Denken. Aufmerksam ließ er seine Augen schweifen. Und siehe! Nach einigen Tagen hatte er heraus, daß der Räuber die Beute in einer Zigarrenschachtel unter seinem Bette verwahrt hielt. Er paßte eine günstige Gelegenheit ab und eignete sich mit keckem, kühnem Griffe sein Eigentum wieder an.

In dickes Papier schlug er das Büchlein ein, dreifach, und vergrub es im fernsten Winkel des Anstaltsgartens unter dem alten Rußbaum.

Der Keger wurde rasend, als er den Verlust bemerkte. Er peinigte Konymus auf alle Arten. Er schlug, er kratzte, er biß, er trat ihn, um die Rückgabe des Büchleins zu erzwingen. Umsonst! Der Schwabenbube ertrug die Mißhandlungen geduldig. Nicht um alles rückte er mit einem Wort, geschweige mit dem Büchlein heraus. Er dachte an Fränzeli, und der Gedanke gab ihm Kraft, zu leiden und zu dulden.

Der Herbst und der Winter vergingen, ohne daß er das Kind je sah, noch eine Silbe von ihm hörte. Als aber der Frühling kam und mit ihm der Frauentag, da wurden die Waisenknaben zu langem Zuge aufgestellt, und fort ging's zur Wallfahrt nach Mariabrunn.

Gleichgültig trabten sie betend des Weges hin. Nur einem schlug die Brust höher, dem Konymus.

Je näher sie der schönen Wallfahrtskirche kamen, desto mehr erfüllte ihn Freude.

Ob er Fränzeli sehen wird? Einzig dieser Gedanke durchzitterte ihn. Weit waren seine blauen Augen geöffnet, als der Zug am stattlichen Hause des Seilers vorüberschritt. Suchend schweiften sie über die lange Laube hin, suchend von Fenster zu Fenster. Doch nirgends eine Spur von dem Mädchen. Nur das Schneiderlein bekam er zu Gesicht, das, zu seinem Fenster sich hinauslehrend, scharf und schrill in den

Frühlingsmorgen hineinpfiß. Nach wandte Konymus sich zur Seite. Nein, von dem wollte er nicht gesehen werden. Von dem am allerwenigsten!

Dem Seilerhänschen, darin er wochenlang den Hapfel gedreht, warf er im Vorüberschreiten auch einen Blick zu. Des Feiertags wegen ruhte heute die Arbeit dort. Den Seilergesellen bekam er aber dennoch zu sehen. In der Wallfahrtskirche ganz hinten saß er in einer Bank und ließ seine alte Pelzkappe durch die Finger gleiten. Seine sonst so ruhigen Augen flackerten hell auf, als er den „Landsmann“ erschaute. Dieser nickte ihm lächelnd zu und drängte, die andern Waisenbuben weit hinter sich lassend, mit aller Macht vorwärts. Erst bei dem eisernen Gitter, das das Kirchenschiff von dem hoch-

ragenden, kühn aufstrebenden Chor trennt, machte er halt. Dicht vor dem Gitter waren die Mädchenbänke. Die Augen des Buben suchten reg und emsig. Wichtig! Dort schimmerten goldblonde Flechten. Dort knieten Urseli und Rätterli. Wie flott sie ausfahen! Blühende Rosen konn-

ten nicht schöner sein. Aber wo war sie — die Schwester? Ob er zehnfach auch Reihe für Reihe der Mädchen durchmusterte, Fränzelis dunkle Zöpfchen mit den roten Zierbändern konnte er nirgends gewahren. Eine gewaltige Sehnsucht kam über ihn. Weder der festliche Gesang, der von der Empore herabhallte, noch der herrliche Schmuck des Marienaltars konnte seine Sinne fesseln. Ein nie gekannter Drang kam über ihn. Hinans aus dem Gotteshause, zu Fränzeli trieb es ihn hin.

Wo die Kleine nur zu finden sein mochte? Vielleicht hinter dem Hause an seinem Lieblingsplätzchen. Dort in der Ferne reckt der alte Schopf seinen Giebel empor. Doch nicht den nächsten Weg darf er gehen. Der Landel oder sonst eines im Seilerhause könnt' ihn sehen und ihm das Plaudern mit Fränzeli gründlich ver-



Die Seilerin schaut ihm mit zufriedenen Lächeln nach.

salzen. Mit List heißt es zu Werk gehen. Rasch steigt er an der Berghalde empor. Bald nimmt der Wald ihn auf, und gedeckt durch dessen Dichtigkeit, nähert er sich auf Umwegen dem Hause. Hinter einem Baumriesen am Waldrande sich verbergend, läßt er einen hellen Pfiff erschallen. Ein zweites und drittes Mal wiederholt er ihn. Sieh! Ein dunkler Scheitel taucht aus dem Schopfe auf. Fränzeli tritt heraus. Ihr Auge schweift suchend empor. Jetzt hat sie den Freund erpäht. Einen Freundscrei stößt das Mädchen aus.

„Kony!“

„Fränzeli!“

Die Hände reichen sie sich. Kein weiteres Wort kommt über ihre Lippen. Mit großen Augen sehen sie sich schweigend an.

„Gott im Himmel sei Dank! Er hat nicht hungern müssen,“ denkt das Kind, „gut sieht er aus.“

Durch das Herz des Buben aber zittert bange Sorge. Aengstlich ruhen seine Blicke auf den Wangen der Kleinen. Wie blaß sie sind, wie eingefallen! Barm hat das Fränzeli immer dreingesehen; nun aber liegt ein Zug süßester und doch so wehmüthiger Milde auf diesem schmalen Gesichtlein.

„Wie geht's, Fränzeli?“ fragt der Bub endlich.

„Jetzt wieder besser,“ haucht das Kind, „viele, viele Wochen lang bin ich im Bett gelegen. Doch nun darf ich gottlob wieder auf sein. Aber weißt, Kony, in die Schule darf ich nit und in die Kirch' noch weniger. Der Doktor sagt, Schullust und Weihrauch seien Gift für meine Brust. Jetzt sit' ich halt so ums Haus herum und laß mich von der Sonn' anscheinen.“

„Und dir, Kony,“ fuhr das Mädchen mit liebem Lächeln fort, „dir geht es sicher gut. Schöne rote Backen hast.“

„Siehst du,“ scherzt er, „deine Sorge um mich war unnötig. Sie haben mich keinen Hunger leiden lassen.“ Aber da merkt er auch, wie müd das Mädchen ist. „Komm,“ sagt er freundlich und schiebt es sanft vorwärts. Auf den alten Balken, wo sie so oft gegessen, lassen sie sich nieder.

„Sind sie gut mit dir, die Schwestern?“ fragt Fränzeli.

„Die Schwestern schon,“ antwortet er, „aber die Buben, o, die Buben — —“

„Was ist mit denen?“ fragt sie teilnahmsvoll.

„Viel auszustehen hab' ich durch sie.“

„Hau sie, Kony, klopf sie.“

„Ja, wenn man nur so könnte.“

„Du bist doch so stark.“

„Das schon; aber zwei sind da, der Neger und die Stumpfnase, die sind noch viel, viel stärker. O, die peinigen mich; es ist kaum zu sagen. In den Mühlbach haben sie mich geworfen, schon ein halbes Duzendmal. Was es

nur Böses gibt, haben sie an mir verübt. Schon wiederholt war ich daran, durchzubrennen.“

„Brenn durch, brenn durch!“ rief das Mädchen, „und daß du's weißt, mich mußt mitnehmen.“

Sie hielt ängstlich inne und sandte forschende Blicke nach allen Seiten. Dann fuhr sie flüsternd fort: „Es ist ernst gemeint, Kony, komm! Laß uns lieber gleich durchbrennen!“

Seine Hände fest umklammernd und ihn vorwärtsziehend, sagt sie hastig: „Weit, weit fort wollen wir! Manche Nacht bin ich schlaflos in meinem Bett gelegen und hab' an dich gedacht und hab' geweint! Du weißt nit, Kony, was ich leiden muß! Jeden Tag dreimal stehen sie vor dem Herrgottswinkel und beten. Und jedesmal, wenn es heißt: ‚Erlöse uns von dem Uebel‘, schießen sie nach mir hin.“

„Wer? Wer?“ fragt der Freund mit zornigen Augen.

„Meine Mutter und die Schwestern.“

„Es ist nit möglich,“ sagt er und ballt die Fäuste.

„Es ist so,“ versichert das Kind, „komm, Konymus! Keinen Augenblick mag ich mehr bleiben! Fort will ich, weit, weit fort!“

Aufgesprungen ist sie und müht sich, mit dem bißchen Kraft, das noch in ihr lebt, den Buben fortzuziehen.

„Was fällt dir ein, Fränzeli,“ wehrt er, „du bist jung und dumm und weißt nit, wie es draußen zugeht in der Welt. Meine Mutter, als sie noch lebte, die hat mich oft gewarnt. ‚Bub, halt aus,‘ hat sie gesagt, keine dummen, tappigen Streiche gemacht! Nicht fliegen wollen! Schrittlein machen, Schrittlein! Eins nach dem andern.“

Aber Fränzeli, wie in einem Fieber, hört nicht mehr auf seine Einwendungen. Mit zitternden Fingern zeigt sie nach dem Holderberg hin: „Siehst du, dort, wo abends die Sonne durch die Bäume schimmert, dort hinaus wollen wir wandern. Dort muß das Glück wohnen. Dort müssen bessere Menschen sein. Komm, Kony, komm, laß uns fort. Wir wollen schon unser Brot verdienen. Wir schaffen bei einem Bauer, wollen arbeiten und beisammenbleiben. Es wird uns nit schlimm gehen.“

„O Fränzeli, wo denkst du hin!“ eifert der Bub, „dort hinaus kommen wir nach Frankreich. Da sind wir gleich im Elend. Da sprechen die Leut' welsch. Wir verstehen sie nit und sie uns nit. Verhungern werden wir.“

Sie erschrickt und blickt eine Weile sinnend zu Boden. „So gehen wir einen andern Weg. Jrgendwo muß ein Plätzlein sein, wo wir bleiben können. Du hast mir früher immer von einer Base drunten im Murgthal erzählt —“

Konymus stand betroffen.

„Komm, zu der wollen wir fliehen,“ redete das Kind stürmisch auf den Buben ein.

Dieser rührt sich nicht.

„Meinst, die Base nimmt uns nit auf?“

„Doch — aber —“

„Was aber?“

„Zärtlich schlang er den Arm um ihre schmalen Schultern und sagte so mild, als er konnte: „Bleib da, Fränzeli, 's ist nirgends schöner als dacheim.“

„Beim Vater,“ meinte es zögernd, „bei dem blieb' ich gern, recht gern; aber die Schwestern und die Mutter, die will ich nimmer sehen. Nein! ich mag nimmer!“

Sie hatte sich in eine heftige Aufregung hingeredet. Ihre sonst so bleichen Wangen hatten sich lebhaft gerötet. Ein heiseres Husten befahl sie, und es dauerte geraume Zeit, bis sie wieder ruhig geworden.

Konynmus wendete noch tausend Worte auf, das Kind von seinem törichten Vorhaben abzubringen.

Alle verhallten erfolglos.

„In Gottes Namen denn, er wird uns nit verlassen!“ seufzte er zuletzt, und das Bild der alten Base, das bis jetzt nur grau und verschleiert in seiner Erinnerung gestanden, hellte sich auf und erschien schärfer, klarer, freundlicher.

Er nahm das Mädchen an der Hand und schritt mit ihm den Berg hinan. Packan, der Wolfshund, lief laut bellend neben Fränzeli her. Durchaus wollte er nicht von seiner Seite weichen. Mit Steinwürfen scheuchte ihn Konynmus endlich zurück.

Durch Busch und Dorn, über Felsen und Geröll schritten sie hin. Hoch in den Tannenforst hinaufsteigend und dann in weitem Bogen das Dorf umgehend, flohen sie. Nach langer Wanderung schlugen sie einen Fußpfad ein, der steil bergab führte. Der Wald lichtete sich und ein Weinberg tat sich vor ihnen auf, an dessen Fuß wie ein breites Band die Landstraße hinzog.

„Zuchhu!“ jauchzte Konynmus, „bald sind wir unten, und dann wandert sich's leichter.“ Er munterte Fränzeli auf, mit ihm vollends hinunterzusteigen.

Mit einem Kopfschütteln antwortet ihm das Mädchen. Der anstrengende, weglose Marsch hatte es ganz erschöpft. Todmüde sank es am Waldrande nieder.

„Ach,“ seufzte es, „wenn wir doch nur schon im Murgtal bei der Base wären! Ob sie uns wohl gut aufnimmt?“

Konynmus suchte ihre Sorge zu zerstreuen. Die Base würde sie gerne aufnehmen; die Base sei gut. Eigentümerin eines Kramladens sei sie. Da wird Fränzeli ihr helfen, wird Kaffee und Zucker, Faden und Bänder verkaufen. Er wird unterdessen bei einem Bildhauer in die Lehre gehen. Und wenn er das Geschäft recht loshat, wird er die Welt durchwandern und sich als reicher Mann wieder bei der Base ein-

stellen. Dann wird er im Gärtlein der Base sich mit Fränzeli auf die grüne Bank setzen und ihm von den vielen großen Städten erzählen und von den schönen Bildwerken, die er darin gesehen.

Das Mädchen hörte seine Worte nur noch halb. Ein sanfter Schlummer senkte sich auf ihre müden Augenlider.

Wehmutsvoll ruhen Konyns Blicke auf dem schlafenden Mädchen. Ein Hauch nur noch denkt sie ihm. Wird sie der Wanderung gewachsen sein? Neue kommt über den Buben, aber auch Mattigkeit, Schlaf. Doch er bezwingt sich. Er steht auf, und an den Stamm einer Tanne gelehnt, späht er auf Pfad und Straße, ob keine Gefahr drohe. Er mochte sich wohl denken, daß der Seiler alles aufbieten werde, sein Kind wiederzuerlangen.

Stunde um Stunde entschwand. Die Sonne neigte sich bald zum Untergange, als Fränzeli endlich erwachte. Eilig stiegen sie den Weinberg hinab und schritten die breite Straße hin.

Das Städtlein kam in Sicht. Nun hieß es List und Vorsicht brauchen. In der Hauptstraße sich sehen zu lassen, war gefahrvoll. Allzuleicht konnten sie dort von dem Vater und seinem Anhang aufgegriffen werden. Sie zogen deshalb abseits am Flußdamme hinunter.

Kaum lag das Städtchen hinter ihnen, fragte Fränzeli, ob sie nun bald im Murgtal bei der Base seien.

Nach drei Tagen möge sie wieder fragen.

Weinend brach das Kind zusammen. „Ich kann nit weiter; komm, laß uns ausruhen!“ bat es.

Unter einer mächtigen Pappel, die sich neben dem Damme emporreckte, ließen sie sich nieder.

Ein Mann kam gemessenen Schrittes den Damme heraufgeschritten, der Herr Rentner Wilhelm Weinhold. In Heimhofen, dem Dorfe, das in der Ebene draußen liegt, hatte er der Mühle einen Besuch gemacht und billiges Mehl eingekauft. Ueberglücklich in dem Gedanken, am Pfund drei Pfennig gespart zu haben, schleppte er sein Zehnspfundpaket keuchend heimwärts.

„Ei der Tausend!“ redete er die Kastenden freundlich an, „da sind ja Leutchen aus Maria-brunn! Ihr seid wohl recht müde?“

„Ja, Herr,“ antwortete Konynmus, „wir ruhen aus.“

„Schön,“ nickte er und maß mit prüfendem Blicke die hochgewachsene Gestalt des Buben.

„Hör einmal, Junge,“ sagte er, „du könntest mir einen Dienst erweisen.“

Konynmus sah ihn gespannt an.

„Du könntest mir dieses Paketchen eine Strecke weit tragen. Wir gehen doch denselben Weg miteinander.“

„Nein,“ erwiderte der Bub kopfschüttelnd und

wies mit der Hand nach der fernen Mühle hin, „unser Weg geht dort hinaus.“

„Schade,“ brummte der Herr Rentner in seinen grauen Bart und schritt pustend mit seiner Last weiter, dem Städtchen zu.

„Auf, Fränzeli!“ rief der Knabe nach einer Weile, „komm, laß uns jetzt wieder gehen. Hier können wir nicht bleiben. Bald wird es Nacht.“

„Laß mich liegen, Kony,“ bat das Mädchen.



Konymus suchte ihre Sorge zu zerstreuen.

E.B.

„Nur noch bis zur gedeckten Brücke!“ drängte er, „dort ist eine Bank, auf der wollen wir übernachten.“

Mühsam schleppte sich das Kind, von Konymus gestützt, weiter.

Endlich war die Brücke erreicht. In einer Nische am Eingange stand die Bank. Aufatmend ließ sich das Mädchen darauf nieder. „O, wie ich Hunger hab!“ klagte es.

Der Bub ging fort und kehrte nach einer Viertelstunde mit einem Stückchen Brot zurück.

„Woher hast's?“ fragte Fränzeli, heißhungrig hineinbeißend.

„Bettelbub haben sie mich immer geschimpft,“ antwortete er, „und war doch keiner. Heut aber bin ich einer geworden. In der Sägmühl' oben hab' ich's erbettelt.“

Und da er das Wort ausgesprochen hatte, stieß Fränzeli einen Schrei aus. Konymus, eine Gefahr ahnend, drehte sich hastig um. In den Tod erschrak er. Dicht vor ihm stand Fränzeli's Vater, der Seilerpeter.

Auf der Suche nach seinem Lieblinge war er dem Kalifornier begegnet und von diesem auf die rechte Fährte gewiesen worden.

Wortlos umschlang er sein Kind und drückte es freudebebend mit Macht an seine Brust.

Dann ließ er es langsam und sacht auf die Bank niedergleiten, wandte sich um und hatte im nächsten Augenblick Konymus am Kragen.

Mit seinem dicken Meerrohrstock bearbeitete er ihn, daß es dem Buben schwarz und blau wurde, nicht nur vor den Augen, auch auf der Rückseite des Körpers.

Trotz der unmenschlichen Tracht, die auf ihn niederhagelte, gab Konymus keinen Klage laut von sich. Fränzeli sollte ihn nicht weinen hören.

Dafür schrie das Mädchen, und wie flehentlich! Zu Füßen warf es sich dem Vater und umklammerte dessen Beine. Inständig bat es ihn, abzulassen von dem Buben. Nicht er, es einzig und allein trage die Schuld an der Flucht. Der rasende Seiler hörte nicht auf sein Bitten. Erst als sein Arm erlahmte, hörte er mit Zuschlagen auf.

„Bettelbub, elender!“ schrie er, und seine sonst so gutmütigen Augen quollen ihm fast aus den Höhlen, „der Tag soll dir zeitlebens in Erinnerung bleiben, an dem du mir mein Liebste aus dem Hause fortgelockt und zur Landstreicherin gemacht hast! Hab' ich das um dich verdient, Hund, verfluchter? Hab' ich dich deshalb dem Lumpensammler aus den Klauen gerissen? Hab' ich mich deshalb zu deinem Vormund hergegeben? Hab' ich deshalb aus meiner eigenen Tasche die Waisenhauskosten für dich bezahlt?“

Konymus schwieg. Kein Wort der Verteidigung kam über seine Lippen.

Sein todmüdes Kind auf die Arme nehmend, schritt der Seiler der nahen Sägmühle zu. Für Geld und gute Worte bekam er dort ein Fuhrwerk.

Er und das Mädchen nahmen auf dem Lederpolster Platz; der Bube durfte hinten in der Benne sich niederlegen.

Brrr! ging's talauf. Im Städtchen vor dem Waisenhaus wurde haltgemacht und der Ausreißer den frommen Schwestern abgeliefert.

Ein Stündchen darauf war auch Fränzeli wieder daheim.

Siebe bekam Konymus von den frommen Schwestern keine, hingegen Bleiwassermuschläge.

Zur Strafe durfte er aber ein volles Jahr nicht mehr an den Frauentagen die Wallfahrt nach Mariabrunn mitmachen.

Ein volles Jahr! Wie lange ist es! Und wie viel tausendmal gedachte Konymus in dieser Zeit seiner Wandergesährtin! Doch nichts, kein Wörtchen, kein Lebenszeichen drang von ihr an sein Ohr. Oft, wenn er mit zwei, drei Waisenbuben auf den Wellenstein zum Bächlebur wanderte, um beim Herbstes oder Dreschen zu helfen, blieb er unterwegs stehen und sah sehnsüchtig in die Ferne nach der Stelle hin, wo hochgiebelig die ehrwürdige, von den Benediktinern erbaute Wallfahrtskirche von Mariabrunn sich emporreckte.

„Was hast nur zu gucken, Dickkopf?“ höhnten der Neger und die Stumpfnase, „juckt's dich, wieder auszurücken? Sehntst du dich wieder nach Bleiwasserumschlagen?“

Nach solchen Hänseleien setzte es regelmäßig Kämpfe ab, die aber zur Betrübniß des Schwabenbuben jeweils mit seiner Niederlage endigten.

Einmal, als er im Garten des Waisenhauses unter dem großen Nußbaum Nüsse auflos, sah er seinen Vormund, den Seiler, draußen vorübergehen. Gar zu gern wäre er ihm entgegengeflogen, um nach Fränzeli sich zu erkundigen. Des stattlichen Mannes stattlicher Stock rief aber derart unliebsame Erinnerungen in seiner Seele wach, daß ihm das Fliegen und das Fragen verging.

Einige Monate darnach, als er einmal aus der Schule heimschritt und in Gedanken die wenigen Tage zählte, die ihn noch vom Beginn seiner Lehrzeit trennten, begegnete er dem Landel.

„Grüß Gott, Landolin!“ rief er ihm zu, „was macht das Fränzeli?“

„'s rüstet sich zur Reif“,“ antwortete er spöttisch, „willst nit mit, Bettelbub, lumpiger?“

Des Knaben Faust ballte sich zusammen.

Das Schneiderlein machte lange Schritte, um aus seiner Nähe zu kommen.

„Grüß mir 's Fränzeli!“ rief der Bube dem Flüchtigen nach.

Als der Lenz wieder über die waldreichen Berge lugte und der Frauentag nahte, faßte sich Ronymus ein Herz. Ins Stüblein der Oberin trat er und bat sie, da nunmehr das Jahr abgelaufen, ihn wieder an der Wallfahrt nach Mariabrunn teilnehmen zu lassen.

Ein guter Bescheid wurde ihm: Weil er sich so brav und fleißig gehalten, solle seinem Wunsch willfahrt sein; doch erwarte sie, daß er sich streng der Ordnung füge und nicht den geringsten Anlaß zur Unzufriedenheit gebe.

Aus überquellendem Herzen dankte der Knabe der Schwester Oberin und gelobte Gehorsam in allen Stücken.

Ueberglücklich schritt er am Festtage im Zuge dahin. Ach, daß er Flügel gehabt hätte! Die Schrättelein gingen ihm viel zu langsam. Frömmere als je betete er den Rosenkranz. Doch als der Zug durchs Dorf ging, vergaß er, der besten Vorsätze ungeachtet, des Betens.

Nun kam das Seilerhaus in Sicht. Regflogen des Buben Blicke von Fenster zu Fenster. Doch kein Fränzeli zeigte sich.

So mächtig es ihn in der Wallfahrtskirche auch zum kunstvollen schmiedeeisernen Gitter hinzog, er überwand die Versuchung. Inmitten der Bubenchar blieb er vor der altersgrauen Gnadenkapelle, die in das hochragende Schiff der Kirche niedlich eingebaut war, auf den harten Steinfließen knien.

Nach Beendigung des Gottesdienstes jedoch

drängte er sich zu Schwester Theresia vor und bat sie, ihm zu erlauben, daß er seinem Vormunde, dem Seilerpeter, ein Grüß Gott sage. Schon lag ein strenges Nein auf ihren schmalen Lippen. Doch der flehentliche Blick aus seinen treuen Augen rührte sie. „Geh denn,“ sagte sie, „mach's aber kurz. Wir beten hinter der Kirche noch den Kreuzweg. Bis wir damit zu Ende sind, mußt du zurück sein.“

Er versprach's.

Heute machte er keine Umwege. Frisch und herzlich schritt er auf das Haus seines Vormundes los. Auf der hohen Staffel stand hemdärmelig, aber die Pelzmütze auf dem dichtbewaldeten Kopfe sein Landsmann, der Felix.

„Grüß Gott, Felix!“ jagt er, „wie geht's dem Fränzeli?“

„Dem geht's gut,“ antwortet der wortfarge Mensch, schreitet die Treppe hinab und läßt den Buben stehen.

Ronymus nimmt die barsche Kürze des Seilergejellen nicht zu Herzen. Er stürmt die Treppe hinauf und betritt die Stube.

Die Seilerin und ihre zwei blonden Töchter, die noch schöner, noch herrlicher aufgeblüht sind, treten ihm entgegen. Aber was ist das? Alle drei tragen schwarze Kleider.

„Wie geht's dem Fränzeli?“ fragt er angstvoll.

„'s Fränzeli ist tot,“ erwidert die Frau giftig, „kannst es nimmer fortlocken, Hexenmeister!“ Und ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen messend, fragt sie: „Was willst, Bettelbub? Willst fechten? Da hast was!“

Sie zieht ihr Geldtäschchen aus den Falten des Trauergewandes und reicht ihm einen roten Pfennig hin.

Die zwei Schönen brechen in ein schallendes Gelächter aus.

Er erbleicht, aber er sagt kein Wort. Und ohne Gruß geht er hinaus.

Packan, der Wolfshund, gesellt sich zu ihm. Er schnuppert an ihm herum und schmiegt sich, seinen alten Freund erkennend, mit freudigem Wollen froh an ihn an. Ronymus tätschelt ihm den netten Kopf und reicht ihm den Beck, den er in der Tasche bei sich trägt.

Hinter das Haus geht er alsdann. Das Plätzchen will er noch einmal sehen, wo Fränzeli so gerne gefessen hat. Doch nichts mehr ist von den alten, schwarzen Kelterbalken, ihrem Märchenstige, zu gewahren. Hohe Weigen von Reifigwellen erheben sich an der Stelle.

Einige Augenblicke steht er schmerzlich bewegt in Sinnen und Schweigen versunken. Dann geht er fort und schreitet den schmalen Pfad bergan, der nach dem Gottesacker führt.

Dort sucht er lange, sucht und findet. „Franziska Winterhalter“ liest er auf einem von

weißem Flor umflatterten Kreuze. Ein Grab schmückt es, aus dem sich die ersten Frühlingskräutchen hervordrängen. Er kniet daran nieder und betet. Vaterunser betet er. Und als er spricht: „Erlöse uns von dem Uebel,“ krampft sich sein Herz zusammen. Er sinkt vorwärts und sein Gesicht berührt die kühle Erde. —

Als die Waisenknaben gerade bei der letzten Station des Kreuzweges angelangt waren, stellte sich Konymus wieder ein.



Dort sucht er lange, sucht und findet.

„Hat's wieder eine Tracht abgesetzt?“ fragte der Neger, und die Stumpfnase wollte wissen, ob der Seiler ihn mit einem Bagenstrick oder einem Garbenseil verwalft habe.

Konymus hörte die Worte wohl; aber sie schmerzten ihn nicht.

Seine Seele trug tieferes Leid. Am Abend

des gleichen Tages zog es ihn

hinaus in den Garten, in die ferne, stille Ecke, wo der große Nußbaum stand, an dessen weit- ausgreifenden Aesten sich die Knospen erschlossen. Als er hinkam, stand er wie vom Schläge gerührt. Der Grund war emporgewühlt. Der findige Feind hatte das Nest entdeckt und ausgenommen.

Tränen des Zornes traten dem Knaben in die Augen, und seine Zähne knirschten vor Ingrimm. In stürmischer Hast eilte er dem Hause zu.

Als er am Mühlbach vorüberflog, packte ihn eine feste Hand am Nacken. Die Stumpfnase war's, die ihn aufhielt.

„Herrschaft, hast du heiß, Dickkopf,“ geiferte der Kaufbold. Tüchlich und teuflisch glühten seine geschlitzten Augen. „Du mußt ein Bad nehmen,“ zischte er grinsend, „'s ist zwar jetzt im März noch ein bißchen frisch; aber solch einem gesunden Schwabenbrocken schadet's nichts.“

Mit voller Wucht fuhr er auf Konymus los, um ihn in den hochgehenden Bach hinabzustößen. So ohne weiteres sollte es ihm aber doch nicht gelingen. Konymus setzte sich tapfer zur Wehr. Und sonderbar! Wie Feuerzglut durchwogte es ihn. Kräfte, die er nie gefühlt hatte, brausten

heute durch seine Adern. Ein schweres Ringen hebt an. Bald ist der Heimtuck Meister, bald der rasende Konymus. Jetzt aber, plumps, liegt einer im Bache, — die Stumpfnase.

Mörderlich schreit der triefende Tropf um Hilfe. Der Sieger streckt bereitwillig den Arm aus und zieht den Abgekühlten aus der Flut.

Schlotternd trollt er sich davon. Er hat genug. Erst als er weit genug von seinem Gegner entfernt ist und keinen Angriff mehr zu befürchten hat, erwacht die Teufelsnatur wieder in ihm.

„Wart, Schwab,“ ruft er, „ich sag's der Schwester. Wart, du kriegst dein Fett!“

Konymus schlägt einen gelinden Trab an, als ob er ihn verfolgen wolle. Hui, wie da der patschnasse Strolch Reihhaus nimmt!

Im Hofe trifft der Sieger den Buchdieb. Umgeben von einem Schwarm Schrättelein, die bewundernd an ihm emporsehen, steht er auf einem Pflanzkübel. In der Hand hält er das geraubte Buch und singt Lieder daraus vor, sie in Wort und Ton jämmerlich und widerwärtig entstellend. Und je wüster der Unhold heult, desto lauter jauchzt das Völklein ihm Beifall zu.

„Mein Büchlein her!“ ruft Konymus drohend, durchbricht den Bubenkreis und streckt den Arm nach seinem Eigentum aus, um es mit raschem Griff zu erhaschen.

Doch links und rechts schlägt es ihm der Räuber um die Ohren.

Im Nu hat Konymus den Gegner am Kragen und ein zweiter Kampf beginnt, den die Buben mit Entzücken verfolgen. Samt und sonders nehmen sie für den Neger Partei.

„D je,“ hört man rufen, „Dickkopf, du bist verloren! Gegen den Neger kommst in alle Ewigkeit nit auf!“

Konymus läßt sich nicht entmutigen. Mit tollem Ungestüm umschlingt er den Feind. Wilde Wut flammt ihm aus den Augen.

Aber, o weh, der Gewandtheit des Gegners ist er nicht gewachsen. Mit einer schnellen Wendung dreht ihn dieser herum. Fast kommt er dem Boden nahe. Mit äußerster Kraftentfaltung nur gelingt es ihm, wieder Fuß zu fassen. Doch sieh! Was ist's, das ihm ein flüchtiger Blick auf der Erde zeigt? Der Kampfpfeis, Fränzels Buch. Es läuft Gefahr, in den Grund gestampft zu werden. Fränzels Gabe! Fränzels Andenken!

Unheimlich durchquillt es Konymus. Der Rachedrang verleiht ihm Niesenkraft. Hoch auf reckt er sich. Ha, schau! Sein Gegner wankt. Ein dumpfer Fall! Besiegt liegt er am Boden.

„Laß los!“ stöhnt er, nach Atem verlangend.

Konymus zieht seine Hände zurück. Das Büchlein hebt er auf, und es vom Schmutze reinigend, entfernt er sich.

Unter dem großen Nußbaume setzt er sich ins Gras. Lange sitzt er regungslos. Der ermattete

Körper bedarf der Erholung. Als endlich die Atemzüge ruhiger gehen, öffnet er das Büchlein und blättert darin. Ein blaues Seidenfädchen schaut oben heraus. Wo es eingelegt ist, schlägt er auf und liest:

Meine Seele gleicht der Taube,  
Die sich birgt im Felsgestein,  
Wird der Erde nicht zum Raube.  
In den Himmel dringt mein Glaube,  
Meine Lieb' und Sehnsucht ein.

Er läßt das Büchlein sinken und blickt träumend in die Ferne.

Im Westen leuchtet das Abendrot. Sinnend blickt er hinein. Dort hat sie hingewollt, das Glück zu suchen. Nun ist sie dort, in weiter, weiter Ferne. Er starrt hinein in die Goldglut, und silbern zittert es über seine bräunliche Wange.

Er schämt sich. Seine Hand fährt über das Gesicht. Auf springt er. Stark ist er heute geworden. Die Gegner hat er niedergedrungen. In den Stamm des Nußbaumes gelehnt, blickt er in die scheidende Sonne. Freisch und mutig blicken seine hellen Augen. Ein Mann wird er werden. Er wird kämpfen — und in aller Lebensnot siegen.

### Der gelbe Bettel.

Erzählung von Franz Wichmann.

Unterhalb der Mühle, wo der Weg in scharfer Biegung sich um den vorspringenden Felsen wandte, hatte Vitus Wind sich auf einen Stein niedergelassen. Den Kopf in die Hand gestützt, lauschte er. Diesmal konnte die Tyroler Burga ihm nicht ausweichen, wenn sie vom Dorf zurückkam. Und Klarheit mußte er haben. Seit das mit der roten Elfe sich zer schlagen, wußte er, was er an der Burga gehabt hätte. Wich sie ihm seit seiner Rückkehr auch aus, die Liebe, die sie einmal empfunden, konnte doch nicht aus ihrem Herzen gewichen sein. Dieses Schwanken und Zweifeln griff seine starke Natur an wie ein körperlicher Schmerz, und darum mußte ein Ende gemacht werden.

Seine kraftvolle, geschmeidige Gestalt rechte sich wie in siegesicherer Entschlossenheit, und ein fester Wille schien alle Muskeln des elastischen Körpers zu straffen. Dann aber, als sein geübtes Ohr den leisen Schall sich nähernder Schritte unterschied, befiel ihn doch ein ungewohntes Zittern. Und ehe er desselben Herr werden konnte, bog das Mädchen schon um den Felsen.

Einen Augenblick war es, als ob sie erschrocken umkehren wollte, dann aber warf sie den Kopf mit dem reichen schwarzen Haar in den Nacken und ihre dunklen Augen blickten starr geradeaus. Rascher ausschreitend als zuvor, suchte sie an dem jungen Burschen vorüberzukommen.

Lehrer Hinfender. Vote für 1917.

Vitus aber, von seinen Gefühlen überwältigt, machte Miene, ihr den schmalen Weg zu vertreten. „Bin ich dir keines Grußes mehr wert, Burga?“ Es klang mehr grollend als vorwurfsvoll.

Zäh blieb sie stehen, das bleiche, ernste Gesicht, das weniger schöne als regelmäßige, gewinnende Züge trug, ruhig und fest auf das seine gerichtet. „Ich hab' keinen Gruß von dir gehört.“

Die Antwort verwirrte ihn. „Verzeih, dein plötzliches Erscheinen überraschte mich so.“ —

Tief, wie forschend, blickte sie ihm ins Auge. „Nein, Vitus, das ist die Wahrheit nicht. Ich weiß ja längst, daß du mich von neuem verfolgst.“

„Ich habe dich immer liebgehabt, Burga,“ stieß er keuchend hervor, und seine Augen klammerten sich mit fiebernder Glut an den schlanken, anmutigen, von dunklem Gewande umhüllten Mädchenleib.

Hochaufgerichtet stand sie vor ihm. „Lüg



Einen Augenblick war es, als ob sie erschrocken umkehren wollte.

nicht, Vitus. Der Auer Martl hat im Dorfe alles erzählt. Die rote Elfe — —“

Erblassend biß er die Zähne zusammen, seine Augen suchten den Boden. „Sie hat mit mir nur gespielt,“ stieß er mit dem heiseren Tone der Beschämung hervor.

„Wie du mit mir. Aber ich weiß wohl, ich hab' einen Trost,“ klang es bitter. „Ich war ja nicht die einzige. Weil du als der schmutzeste, Bursch in Schroffenberg giltst, haben die Dir-